



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 180.

Donnerstag, 5. August

1926.

(6. Fortsetzung.)

Herztod.

Roman von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

"Ich kann es nicht fassen", entgegnete die Baronin, "dass man deswegen eine Frau in so unmenschlicher Weise hinmordet und noch im Tode haft und misshandelt. Eine so schreckliche Tat kann nur jemand begangen haben, der dazu tiefere Gründe hat. Ich meine, zu solchen bestialischen Dingen könnte nur ein wütender Hass oder eine andere Entartung schlimmster Natur verleiten."

"Aber wer sollte Ihre unglückliche Base bei ihrer Herzengüte so wütend gehaßt haben?" fragte Dr. Thomas.

Sie beugte sich vor und flüsterte in höchster Erregung: "Herr Rat, da steht ein Weib dahinter."

"Welches Weib?"

Sie fasste die Hände ineinander und rang mit sich. Aber der Verdacht wollte ihr nicht über die Lippen. "Ich kann meine Vermutung noch nicht aussprechen. Bitte, drängen Sie nicht in mich! Es ist zu fürchterlich. Aber ich werde nicht ablassen, bis ich klar sehe. Ich bin das meiner armen Base schuldig." "Denken Sie an etwas Bestimmtes?"

"Ja!"

"Und das ist?" In ihrem Gesichte zuckte und arbeitete verzweifelte Erregung. Sie drückte die Hand gegen die Brust und erhob sich, als ob sie nicht mehr atmen könne. "Nein, ich kann es wirklich nicht. Es wäre zur furchtbar, wenn ich Unrecht hätte. Ich muss mich erst vergewissern."

"Wie wollen Sie das anstellen?"

Sie zauderte eine Minute und fuhr sich dabei mit den schlanken Fingern über die Schläfen. "Ich weiß es selbst noch nicht. Aber ich werde einen Weg finden — und wenn ich ihn gefunden habe, werde ich Ihnen weitere Mitteilung machen. Darf ich das?"

"Ihre Nachrichten sind mir jederzeit willkommen. Sie wissen ja das Gerichtsgebäude in der Stadt, Dr. Thomas ist mein Name."

"Ich danke Ihnen. Ich glaube, ich werde Ihnen bald Näheres sagen können."

Er erhob sich und geleitete sie mit einer Verbeugung zur Tür.

Dann blieb er in schweren Gedanken stehen. Die Geheimnisse und Rätsel, die ihm diese Tage aufgaben, verschlossen und verwirrten sich immer mehr. Stets neue Liniens öffneten sich vor seinem Auge in dem Netz, das sich um die schreckliche Tat spann. Aber vergeblich bemühte er sich, wenn auch eine Fülle von Vermutungen sein Hirn durchslog, der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Er wußte auf Grund vielerjähriger Erfahrung, daß sich im Augenblick nichts erzwingen ließ. Auch die Wahrheit bedurfte der Reife wie jede andere Frucht. Dann enthüllte sie sich oft plötzlich in überzeugender Klarheit. Expressen ließ sich hier nichts. Geduld und Achtsamkeit, das war alles, was er zunächst der Sache entgegenbringen konnte.

Er beschloß, durch die Ereignisse dieses Morgens unbekürt, sein ursprüngliches Vorhaben durchzuführen, das ihn zunächst wieder in die Stadt zurückführte, während hier die Dinge sich weiter entwickelten . . .

Dr. Thomas besprach mit dem Arzte das Ergebnis der Untersuchung der Wunde, die Baril Seitz aufwies. Dann versicherte er sich der Mithilfe des Wachtmeisters und seines rührigen Gendarmen, sprach noch einmal mit dem Jäger, empfahl sich dem Grafen und verabschiedete sich von Berlitas Gemahl und Rolf, der seine Verbeugung mit einem kalten, feindseligen Kopfnicken erwiderete.

Das Fuhrwerk, das sie hergebracht, führte den Richter und seinen Aktuar in die Stadt zurück.

In einem zweiten Wagen folgte der Gendarm mit dem verhafteten Bauernjohne. —

Am nächsten Morgen wurde Baronesse Hedi von Klammes unter einem großen Zusammenlauf aus der benachbarten Bevölkerung in dem Erbbegräbnisse des Schlosses Klammes beigelegt.

Die Leiche war seit der gerichtlichen Sektion, die gestern früh stattgefunden hatte, in der Schloßkapelle in einem Meer von Blumen und Pflanzen aufgebahrt gewesen. Alle Gutsnachbarn hatten ihrer Trauer über die gräßliche Tat durch reiche und schöne Kranspenden Ausdruck gegeben, und ununterbrochen war die Kette von Menschen — hoch und niedrig — die in der schwarz-ausgeschlagenen Kapelle bei dem Lichte der leise flackenden Wachsgerzen an der Toten vorüberzogen.

Nichts verriet in den ruhigen Mienen der Heimgangenen, die da in jungfräulichem Schmucke lag, den Kampf der Vernichtung, dem sie erlegen war. Feierlich und heimlich verläßt lag sie auf den Atlaskissen. Viele weinten, die sie sahen. Laute und leise Verwünschungen über den Täter wurden vernehmbar, und die Hütte am Felsen, aus der er stammte, war von Stund' an gemieden wie die versemte Brutstätte unheimlichen Grauens, der man nicht nahen konnte, ohne selbst mit Fluch und Verderben beladen zu werden.

Nun läuteten die Glöckchen der Dorfkirche, und ein uraltes Glöckchen über der Schloßkapelle bimmelte dreim, das seine Stimme nur ertönen ließ, wenn ein Glied der Familie zu Grabe ging.

Der Augustmorgen füllte den großen Schloßhof mit Gold und Glut, während der Trauerzug von der Kapelle zu dem Säulengang schritt, unter dem das Erbbegräbnis lag. Voraus zogen, weißgekleidet, schwarze Schärpen über die Schulter, die halberwachsenen Mädchen des Dorfes, die unter Leitung des Lehrers ein schlichtes Lied sangen, das gerade in seiner Kunstlosigkeit die Herzen der Hörer mächtig ergriff.

Den ganzen Schloßhof füllte die Bevölkerung der Umgebung. Man hatte ihr heute die Tore geöffnet. Nun kam der greise Pfarrherr, der einen Teil der Erziehung der Ermordeten geleitet hatte und in aufrichtiger Seele über dieses Ende seiner besten Schülerin betrübt war. Dann trugen die Diener des Hauses den in weißen Rosenblüten versunkenen Sarg. Mit dem blühenden Kreuze, dem einzigen Schmuck, den er aufwies, spielte ein übermüdiger Sonnenstrahl, der nicht begriff, daß an einem solchen Sommertage voll Lust Trauer sein könnte irgendwo. Allein hinter der Bahre ging Graf Leo. Man sah an seinem tiefsten Gesicht, daß sie ihm eine Tochter geworden war, die er da zum Grabe

führte. Dann wurde Berta von Klammek von ihrem Gatten und von dem Baron Rolf geleitet. Sie hatte sich müde geweint und sah sehr erschöpft und gebrochen aus, daß ein Flüstern des Mitleids durch den Schwarm der Frauen am Wege ging. Nun kamen alle die Trauergäste von nah und fern — viele bekannte Gesichter, manche auch, die man kaum je gesehen. Nur das besondere Ereignis, Teilnahme, zuweilen auch die Neugier hatten sie den vier Mauern entlockt, hinter denen sie sonst ihr mehr oder minder beschauliches Leben zubrachten.

Plötzlich ging eine lebhafte Bewegung durch das Volk. Allein, den Kopf in Trauer gesenkt, schritt da eine hochgewachsene junge Dame, die an Gestalt und Wesen so überraschend der Toten glich, daß ein paar abergläubische Weiber zusammenzuckten und murmelten: „Jesus! Da ist sie!“

Auch das edelgeschnittene schöne Gesicht hatte Zug um Zug außerordentlich viel von der Verstorbenen. Nur wer Hedi von Klammek und die junge Gräfin Ate Sawinten ganz genau kannte, der sah und wußte, daß die Lebende in ihrem Äußeren wie auch wohl in ihrem Gemüte weniger von der weichen, schwärmerischen Art ihrer ermordeten Freundin besaß. Ihre Natur war herber, männlicher, härter und entschlossener.

Jetzt zumal lag ein beinahe bitterer Zug um ihren Mund. Sie schien ganz von einem Gedanken erfüllt, der auf die Tote gerichtet war. Wenn sie aussah, ging ihr Blick achtlos über die Menge hin und blieb an dem Sarge hafsten — dort, wo das rosenumkränzte Haupt ihrer Freundin unter der neidischen Hülle geborgen lag. — Beim Eintritt des Zuges in die Säulenhalle stauten sich die Paare. Alles stand. Mitten in der Sonne draußen sah man Ate, und ihre Ahnlichkeit mit der Baronesse trat noch mehr in die Erscheinung.

„Es ist“, flüsterte einer der Gutsherren aus der Nachbarschaft, „als ob sie mit zu ihrer eigenen Beerdigung ginge.“

Die Augen aller, die in ihrer Nähe waren, hafteten auf ihr.

Plötzlich wendete sich auch Rolf von Klammek und schaute um.

Er erschrak.

Noch nie war ihm diese Ahnlichkeit so aufgefallen. Jetzt brannte sie ihm auf der Seele, und er vermochte den Blick nicht von der hohen Gestalt abzuwenden, die dort — ein Bild ernster Trauer — mitten im lebenden Lichte stand — beinahe feindselig in all der Sommerglut.

Langsam hob sie das Haupt. Für kurze Zeit sahen sie sich an. Er senkte die Augen. Sie aber starrte mit einem harten Gesichtsausdruck auf ihn, bis er schwerfällig und wie gelähmt sich wieder gegen den Sarg wendete. Gleich darauf ging eine lebhafte Eregung durch die Gruppe derer, die der Bahre am nächsten standen.

Die Diener, die den Sarg trugen, waren mit ihm an die schmale Steintreppe gekommen, die in das Grufthöhlbe hinunterführte. Nun beschritten sie die ersten Stufen, und der franzüberhäusste Sarg verschwand mählich von der Erde.

Der Gedanke, daß die geliebte Base für immer vor ihr in den Boden sank, wirkte so erschütternd auf die weiche und in den letzten Tagen schwer mit Kummer belastete Natur Bertas von Klammek, daß sie lautlos ohnmächtig zurückfiel. Schon wollte Rolf, der das zuerst bemerkte, die Leidende in seinen Armen auffangen, da stand, wie aus der Erde aufgestiegen, Ate Sawinten zwischen ihm und der Bewußtlosen und stützte sie. Mit einer beinahe heftigen Bewegung schob sie den tief erlebenden Baron zur Seite. Ihre Augen sprühten und verhehlten nun nicht länger die feindselige Ge- sinnung, die in ihr tobte. Er trat, die Zähne in die Lippen beißend und vor Kränkung und Zorn bebend, zur Seite und gab so viel Raum frei, daß die Gräfin und Bertas Gatte die Ohnmächtige nach dem Schlosse bringen konnten. Von diesem Vorfall noch mehr ergriffen, stiegen die nächsten Verwandten mit dem Priester in die Gruft hinab, aus der bald wie aus einem tiefen Schachte der Erde die letzten Totengebete

herausdrangen. Lautlos harrte die dichtgedrängte Schar der Zeugen dieses erschütternden Schauspiels. Selbst der leise Morgenwind schien unter dem Drucke des Augenblicks zu erschlaffen. Matt hing die schwarze Fahne, die über dem Schlosse schwante, an der Stange hernieder.

Allmählich, als die wenigen Teilnehmer aus der Gruft zurückkehrten, kam Bewegung in die Versammlung. Die geladenen Gäste der Trauerfeier folgten dem greisen Grafen in das Schloß. Das Volk zerstreute sich schweigend. Erst, als sie vor das Burgtor getreten waren, begannen die Leute, wie von einem Alpdruck befreit, zu reden. Grauen lag über den meisten von ihnen — und was sie sprachen, häufte Fluch und Verderben auf das Haupt des Mörders.

Nur die Nächste stehenden hatten den Vorgang zwischen Bertas Freundin und Rolf bemerkt. Von ihnen sprach niemand darüber; aber ihre Blicke trugen Mutmaßungen und Gedanken hin und zurück, und der Baron spielte dabei keine angenehme Rolle.

Man wußte nichts Bestimmtes, warum Ate Sawinten ihm so schroff den Beifall für ihre Freundin verwehrt hatte. Aber es gingen doch längst allerhand Gerüchte durch das Tal, daß zwischen Rolf und der verstorbenen Baronesse Hedi in der letzten Zeit nicht mehr alles so gewesen war, wie es sein sollte — und man brachte nun das Verhalten der Gräfin Ate damit in Zusammenhang. Sie, die mit Hedi und Berta gleich befreundet gewesen, wußte wohl um das, was vorgefallen war, und hielt Rolf nicht würdig, Berta in dem Schmerze zu unterstützen, den sie um die Tote in sich trug.

Er selbst stand in einem Gefühl grenzenloser Entzitterung noch hinter der Säule, als sich der Hof längst geleert hatte.

Niemand war mehr rings um ihn, als er endlich auffah und sich erst jetzt wieder in Ort und Zeit zu finden schien. Sein Gesicht war wutbläß. Sein flackernder Blick suchte nach der, die ihn über jedes Maß getroffen.

Aber er fand sie nicht.

Und doch lehnte noch eine fern von ihm an einem Mauerworsprung, der sie gegen das Schloß hin verbarg.

Es war die Tänzerin.

Als er sie erkannte, drehte er sich jähzornig weg und ging mit raschen Schritten in das Schloß. Sie machte eine Bewegung, als ob sie ihm folgen wollte. Dann aber hielt sie an. In bitterem Hochmuth schaute sie ihm nach, und Hass und Rache gingen durch ihre Seele —

Berta fand sich, als sie erwachte, in ihrem Zimmer, von ihrem Gemahl umsorgt, während die Gräfin Ate am Fußende des Ruhebettes saß und ihr mit finnendem Ernst zulächelte.

„Doch ich so gar keine Kraft mehr habe!“ fragte die junge Frau. „Ich sollte mich schämen vor euch.“

„Schämen der Liebe?“ sagte Ate. „Läßt die sich schämen, die Liebe gehuehelt und Verrat gegeben haben!“

Berta schaute sie stumm an. Es war, als ob sich ihre Worte auf die Lippen drängten, die von neuen Klagen erfüllt waren. Aber sie schwieg und streckte der Freundin nun beide Hände entgegen.

„Bitte!“ flehte sie mit rührender Hilflosigkeit. „Bleib du eine Zeitlang bei mir! Ich brauche jetzt nicht nur meinen Mann, sondern auch eine starke, kluge, treue Freundin, wie du es mir immer gewesen bist. Es gibt so vieles, das Frauenrat erheischt.“

„Ja“, sagte Baron Hans. „Bleiben Sie eine Zeitlang hier bei uns, Gräfin — Onkel Leo hat mir vorhin Obdach für Berta und mich angeboten, bis sie sich wieder ganz erholt hat, und es wird ihm eine große Freude und Beruhigung sein, wenn Sie meiner kleinen, zarten Frau in diesen harten Wochen zur Seite stehen wollten!“

Gräfin Ate schaute mit verlorenen Blicken durch das Fenster, als ob sie in ihren Gedanken ganz anderswo weilte. „Ich nehme Ihre Einladung an“, sagte sie ruhig und bestimmt.

Berta richtete sich, durch diese Zusage hocherfreut, beinahe fröhlich auf und schien sich darüber schnell wieder wohl zu fühlen, so daß Ate sie nach einiger Zeit verlassen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Raben.

Von Karl Ferdinand Rudolph.

Meine Frau glaubt an Seelenwanderung. Sie hat oft versucht, ihre Mutter und mich von der Richtigkeit ihrer Anschauung zu überzeugen. Bisher ist es ihr nicht gelungen. Ich gestebe aber, daß ich nachdenklich wurde, als ich folgendes Erlebnis hatte:

Vor fünf Jahren verlebten wir den Sommer in Thüringen. Das Häuschen, in dem wir wohnten, lag am Rande einer Wiese. Sie war ganz prächtig. Die selben Butterblumen, die weißen Sternblumen und der rote Klee hatten sich wie ein Teppich über sie gebreitet. Mitten hindurch floß das kristallklare Wasser eines Bergbaches, der aus dem nahen Wald kam. Wie von einer Girlande wurde er von roten und blauen Feldblumen umrahmt. Die Wiese war ein Lieblingsaufenthalt der Vogelwelt. Finken, Rotkehlchen, Goldamselfe, Bachstelzen und natürlich auch die leisen Spatzen zwitscherten und sangen hier in der warmen Sommersonne um die Wette. Die Schwalben, die über sie hinwegstrichen, störten sie nicht, auch nicht die wenigen Krähen, die ab und zu aus ihren Nestern im nahen Wald hierher kamen. Und Schmetterlinge wiegten sich im Sonnenchein beim Jubilieren der Vögel. Eigentlich herrschte auf der Wiese immer Frieden. Kam es einmal zu einem kleinen Zank, dauerte er nicht lange, und die Einigkeit war bald wiederhergestellt. Eines Morgens wurde das anders. Ich lag in meinem Bett und freute mich an dem Morgengesang meiner gesiederten Freunde. Da wurde draußen plötzlich alles still. Es war auffallend. Nur die Bienen summten weiter. Mein erster Gedanke war natürlich der, daß irgend ein Raubzeug in der Nähe wäre, vor dem sich die gesiederten Sänger geflüchtet. Als ich vorsichtig den Vorhang am Fenster öffnete, sah ich zu meinem Erstaunen alle meine kleinen Freunde zwar noch versammelt, aber nicht mehr auf der Wiese. Die Rotkehlchen waren auf den Blumentöpfen meines Fensterbrettes, die Bachstelzen auf der Buchbaumhecke unseres Gartens, die Finken auf unserem Ballon und die Goldamselfe auf unserem Astelbaum. Die Spatzen aber hatten eine lange braune Reihe auf dem Dach der kleinen Nachbarsvilla gebildet, und ihnen gegenüber auf dem Telegraphendraht saßen die Schwalben. Und alle blickten hinunter auf die Wiese. Was war da geschehen? Dort saßen drei Raben, die ich noch niemals gesehen hatte. Eigentlich hätte man über sie lachen müssen, denn es waren komische Gesellen. Der eine war dick und nicht besonders groß, der zweite ganz mager mit einem langen dünnen Hals, der dritte klein und auffallend düß. Ich liebte alle Tiere, und freue mich über sie. Angern konnte ich mich bisher über sie niemals. Damals habe ich das zum erstenmal über diese drei Raben getan. Sie saßen so unverschämmt herausfordernd auf der Wiese. Wenn sie trächten, klängt es, als ob sie untereinander hechelten und nörgelten. Da kam aus der Nachbarsvilla der Spitz getröhrt und veragte die drei Eindringlinge. Sie schimpften noch einmal tüchtig, bevor sie fortflogen. Als sie verschwunden waren, setzte der fröhliche Gesang gleich wieder ein, stolzierte die Bachstelze auf den Steinen des Baches und freusten die Schwalben die blumige Wiese, sangen die Finken, liehen sich die Rotkehlchen von den Schmetterlingen umgaulein und lustig zwitscherten die Spatzen. Alles war wieder friedlich und schön, wie immer. Aber Tag für Tag wurde dieses Idyll jetzt durch diese drei Raben gestört. Es war wie so oft im Leben, wenn ein mißlauniger Mensch eine frohe Gesellschaft stört. Und so benahmen sich die drei Raben. Wenn sie zusammen angeflogen kamen und mit ihren schwarzen, breiten Flügeln in das bunte Sommerbild stießen, war es immer, als ob ein Schatten über das sonnige Wiesengrün fiel. Dann spazierten sie aufgeblasen herum, schimpften und trächten mißtonig, als ob ihnen irgendetwas nicht paßte, bis sie sich bequemten, wieder fortzufliegen. Das ging so Tag für Tag. Immer mußte ich mich mit meinen kleinen Freunden über die drei schwarzen Gesellen ärgern. Schließlich bekam ich den Hund auf sie, warf auch gar mit Steinen nach ihnen, um sie von der Wiese zu vertreiben und nicht durch ihre unerwünschte Anwesenheit meine gesiederten Freunde so verärgern zu lassen, daß sie der Wiese untreu würden. Endlich blieben die drei Raben fort. — Unsere Ferien gingen zu Ende, wir reisten nach Hause und verloren auch die drei Raben.

Da gehe ich eines Vormittags mit meiner Frau durch die große Hauptstraße, in der das Amtsgericht liegt. Uns begegnen drei Herren, alle schwarz angezogen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich hatte auf den ersten Blick die Empfindung, daß diese drei unangenehme Menschen sein müssten. Sie fielen selbst hier auf der Straße der großen Stadt störend auf. Plötzlich stieß mich meine Frau an:

„Das sind ja die drei Raben!“ Und wirklich sah ich die drei Raben von der Sommerwiese im Thüringer Wald vor mir. Ja, genau so sahen diese drei Herren aus. Da war der, welcher auf der Wiese immer das große Wort geführt hatte. Hier sah ich ihn leibhaft als Menschen vor mir. Mit grohen Bewegungen und vielen Worten schien er seinen Begleitern etwas klar zu machen. Rechts von ihm ging das Abbild des langen Raben. Wie damals der Vogel littig um sich zu blicken pflegte, wie er seinen Schnabel öffnete, daß man den Eindruck hatte, er lache hämisch, genau so benahm sich sein Menschenabbild hier. Man hatte das Gefühl, einen Mann vor sich zu haben, den man Krieger und Schleicher nennt. Und als dritter neben ihm ging ein ganz kleiner Dicker mit einem großen schwarzen Bart und einer sehr großen Nase. Wie der kleine, aufsehend die Rabe von der Wiese sah er aus. Der hatte auch immer so indifferent vor sich hingestiert wie der kleine dicke Herr, der jetzt neben den beiden anderen hertrat. Trotzte ist wirklich der richtige Ausdruck, er ging nicht, er triebte. Die drei gingen in das Gerichtsgebäude.

„Gehen wir auch hinein“, sagte ich zu meiner Frau. „Vielleicht können wir erfahren, wer diese merkwürdigen Leute sind.“ Der Zufall wollte es, daß wir im Gericht einen uns bekannten Rechtsanwalt trafen. Er schien sehr verärgert. Als ich ihn nach dem Grund seiner Mißstimmung fragte, erwiderte er, er sei heute von Berufs wegen gezwungen, hier eine Sache zu vertreten, die er wirklich beim besten Willen nicht als sauber ansehen könne. „Dadurch wird einem die Freude an der Arbeit verdorben, auch wenn noch so viel Honorar dabei herauskommt“ erklärte er. „Dem Gegner meiner Mandanten, einem Menschen, der gewiß Fehler hat, aber im Grunde doch anständig denkt, soll durch Leute Schaden zugefügt werden, die nicht einmal fähig sind, den Gegner überhaupt zu verstehen. Wir waren eben daran, den unangenehmen Prozeß auf friedlichem Wege durch einen vernünftigen Vergleich aus der Welt zu schaffen, als ich plötzlich telefonisch Anweisung bekam, die Verhandlung zu vertagen, bis meine drei Mandanten selbst da wären.“

Bei „drei“ stieß mich meine Frau an.

Da kamen auch schon die „drei Raben“ die Treppe herauf. Der Mittlere redete immer noch.

„Sind es die vielleicht?“ fragte ich meinen Freund,

„Ja“, seufzte der.

Ich hatte nur noch Zeit zu fragen, ob man der Verhandlung beiwohnen könne, als mein Freund uns verlassen musste. Meine Frau und ich gingen in das Verhandlungszimmer. Dort war alles in friedlicher, verhältnißlicher Stimmung. Wenigstens sah man den Richtern, ebenso wie dem Herrn, der den Prozeß führte, und seinem Rechtsanwalt an, daß Kampfesstimmung nicht mehr herrschte.

Da öffnete sich die Tür und mein Freund mit den „drei Raben“ erschien. Die Stimmung im Verhandlungssaal schlug sofort um. Der vorsitzende Richter erklärte in liebenswürdiger Form den angebauten Vergleich und empfahl den drei Herren, ihn anzunehmen. Er sei zweifellos auch für sie günstig. Aber nun begann zuerst der mittlere der Drei zu schimpfen, zu weiterr und mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, daß jeder fühlte, der Vergleich würde scheitern. Als sich ihm dann noch der Magere anschloß und im höhnischen Ton zu heben anfing, da war die gute Stimmung der Richter bald verdorben. Und als dann noch der kleine Dicke aufstand und allerlei dummes Zeug schwatzte, um ihr angebliches Recht zu ertröten, da erlebten wir etwas, was wohl selten in einem Gerichtssaal vorkommt. Die Vergleichsverhandlungen endeten damit, daß die „drei Raben“ nicht nur von dem Kläger und seinem Rechtsanwalt, sondern auch von den Richtern ausgelacht wurden. Das Gericht erklärte den Vergleich für gescheitert und verließ den Saal, um über das Urteil zu verhandeln. Auch die drei Herren gingen, nachdem sie noch eine Weile auf meinen Freund, ihren Rechtsanwalt, eingeredet hatten. Was sie gesagt haben mögen, konnte ich daran ersehen, daß mein Freund mir später erklärte: „Einmal und nicht wieder vertrete ich diese Gesellschaft.“

Dann brachen meine Frau und ich auch auf. Vor uns gingen die drei schwarz gekleideten Herren. Und wieder sah ich leibhaftig die drei Raben von der Sommerwiese vor mir. Als ich meiner Frau leise ausflüsterte: „Du hast wirklich recht; genau wie die drei Raben“, lachte sie so laut auf, daß sich der Mittlere erstaunt nach ihr umsah. Kurz darauf war das Urteil gefällt. Mein Freund holte uns noch ein und teilte uns mit: „Idest sind diese drei Unglücksraben vom Gericht auch noch zu 12 000 Mark verurteilt worden.“

Meine Frau sah mich bedeutungsvoll an: „Die drei Raben! Glaubst du nun an eine Seelenwanderung?“



Wie junge Obstbäume an den Pfahl zu binden sind.

Solange der frisch eingepflanzte Obstbaum sich noch nicht genügend bewurzelt hat, ist besonders in windigen Lagen die Beigabe eines Pfahles unumgänglich notwendig. Es ist selbstverständlich, daß der Pfahl fest in den Boden zu treiben ist, damit er wirklich dem jungen Baume einen Halt bietet. Eine besonders wichtige Angelegenheit ist das Festbinden des Stammes mit dem Pfahl. Allerdings muß das erste Band noch recht locker angelegt werden, damit der Baum beim Senken der Erde nicht am Pfahl aufgehängt wird. Für diese erste Zeit benutzt man zweckmäßig eine gute Bindeweide, die in Form einer 8 um Baum und Pfahl gelegt wird. Aber schon im Nachsommer oder im Herbst kann dieses Weidenband durch anderes Material ersetzt und dann möglichst fest angezogen werden. Als Bandmaterial wird vielfach empfohlen: Kokosfaser, Ledersstreifen, alte Gurie, Korbänder, Strohbänder mit Weideeinlage usw. Das beste, den Baum schützende Band bildet aber eine Filzunterlage, die weich und zart ist und die Rinde nicht so leicht verletzt.

Die Ansichten über Art und Weise, wie der Baumverband anzulegen ist, geben in Fachkreisen weit auseinander. Beim endgültigen Anlegen des Bandes ist jedoch die 8-Form zu verwerfen, weil durch diese das Einschneiden des Bandes in die Rinde zu befürchten ist. Vielmehr werden die Kokosfaserrücke wiederholt um Baum und Pfahl gelegt und dann zwischen beiden Seiten durchgeschlungen. Doch auch hierbei ist ein starkes Einschnüren möglich, ganz abzusehen davon, daß die Kokosfasern wegen ihrer Rauheit die Rinde stark schaden und beim Steinobst dadurch nicht selten den Gummifluß hervorrufen. Auch ein Gurkentreifen leistet vorzügliche Dienste.

Zuerst wurden allgemein Weiden als Bindemittel verwendet. Die frische Weide wird um Stamm und Pfahl ohne Kreuzung gelegt. Das eine freie Ende wird mit der linken Hand festgehalten und angezogen. Das andere Ende nun wird spiralförmig in 2–3 Windungen um den festgehaltenen Teil dicht am Pfahl geschlungen und zuletzt zwischen Weidenband und Pfahl von unten nach oben oder umgekehrt gesteckt. Dieses Band, dessen Enden noch etwas gekürzt werden, sitzt gut und fest und ist dauerhaft. Wer es anwenden will, lasse sich den Kunstgriff von einem Baumschuhfitter zeigen.

Die angelegten Bänder müssen auch später stets im Auge behalten werden und bei ihrer Erneuerung, die nicht erst nach einem vorausgegangenen Sturm erfolgen sollte, legt man sie etwas höher oder tiefer an. Hat sich an der bisherigen Stelle eine Einschnürung bemerkbar gemacht, so genügen schon einige Schrägschnitte, um die Rinde an der betreffenden Stelle wieder auszudehnen. Je früher die Baumbinde entbehrt werden kann, um so besser ist dies für die Entwicklung des Baumes. Unter dem Schutz des Pfahles hat die ihm zugeführte Seite des Baumes mehr zu leiden, als man glaubt, denn die Seite wird verweichlicht und bietet dadurch zu Veränderungen und Entstehung von Frostplatten Veranlassung.

Wann sollen die frisch gepflanzten Bäume geschnitten werden?

Der Schnitt der jungen Obstbäume ist der wichtigste Teil ihrer Pflege in den ersten Jahren und geradezu bestimmd für ihre Entwicklung, Fruchtbarkeit und nicht zuletzt für ihr Alter. Vor allem soll der Schnitt der jungen Bäume, den Aufbau vollkommenen und wohlgebildeter Krone bewirken. Darüber sind sich wohl die meisten Obstzüchter einig. Nur über den Zeitpunkt der Ausführung dieses Schnittes stehen sich noch zwei Ansichten gegenüber.

Ein Teil will den jungen Baum gleich nach der Pflanzung geschnitten haben. Er behauptet mit Recht, daß der Baum gerade in der ersten Zeit seine Kräfte zum Aufbau seiner Wurzeln benötigt und deshalb nichts entwideln soll, was nachher doch bald der Schere zum Opfer fällt. Sie stützen weiter ihre Ansicht auf die Erfahrung, daß die Endtriebe der im Herbst gepflanzten Bäume durch die unterbrochene Wasseraufzufuhr der gefürteten Wurzeln meist doch einkrüppeln und deshalb gleich von vornherein besser gekürzt werden.

Die anderen Obstzüchter verwerfen jeden sofortigen Rückchnitt des Baumes nach seiner Pflanzung. Sie wollen ihn

erst an seinem neuen Standort sich anwurzeln und erstarzen lassen. Deshalb vertreten sie das Hinausschieben des Schnittes auf den folgenden Winter oder gar auf das zeitige Frühjahr.

Nur das Steinobst muß alsbald nach seiner Pflanzung geschnitten werden, sonst läuft man Gefahr, daß die unteren schlafenden Knospen der Äste nicht austreiben und diese Stellen für immer kahl bleiben.

Wenn auch im Grunde genommen, beide Teile recht haben, da in den beiden ersten Jahren die Entwicklung der Krone sich nicht wesentlich ändert, so sind doch auch hier noch einige Ausnahmen zu berücksichtigen, die bestimmt sind für den sofortigen Schnitt nach der Pflanzung. Dafür ist zunächst die Beschaffenheit der Bäume und ihres Wurzelwerks ausschlaggebend. So kann der alsbaldige Schnitt bei Bäumen mit einem vollkommenen Wurzelwerk und vielen Fasernwurzeln vorerst unterlassen bleiben. Handelt es sich aber um ältere Bäume, deren Wurzeln nur häufig mit Fasernwurzeln besetzt sind, dann ist ein Rückchnitt unter allen Umständen notwendig, weil ein großer Teil der Äste infolge der mangelhaften Wasserversorgung doch absterbt.

Nun entwickeln sich häufig an sämtlichen Verlängerungen der nicht zurückgeschnittenen Äste schon im nächsten Jahre Fruchtknospen. Infolgedessen unterbleibt erst recht der Rückchnitt, weil es dem Besitzer leid tut, auf die zu erwartenden Früchte zu verzichten. Es hält übrigens auch schwer, an solchen mit Fruchtknospen besetzten Zweigen eine geeignete Stelle für den Rückchnitt zu finden. Darum sollte man auch die Äste der jungen Kernobstbäume gleich bei der Pflanzung beschneiden.

Vernichtet das Fallobst?

Schon seit Ansetzen der Früchte an unsern Obstbäumen, am häufigsten der Apfelsäume, bemerkt man das erste Fallobst. Wenn man die Ursache des Abfalls erhaben will, so braucht man nur einige abgefallene Früchte zu durchschneiden. Man wird dann jedesmal eine kleine Maden in diesen Früchten finden, die das Herz der Früchte gestört hat und die Ursache des frühzeitigen Abfalls der Äpfel ist. Diese Maden ist die Larve des Apfelwidlers, eines kleinen blaugrauen Schmetterlings, der im Juni oder Juli aus der Puppe schlüpft. Nach der Begattung setzt das Weibchen seine gelblich roten Eier an die unreifen Äpfel (und Birnen) ab. In 8 bis 10 Tagen entwickeln sich aus den Eiern röthliche Maden, welche sich in die Früchte einbohren und das Kernhaus zerstören. Von ihnen führt das wurmähnliche Obst her. Die Maden fällt gewöhnlich mit der abfallenden Frucht zu Boden oder sie läßt sich an einem Baden auf die Erde und sucht sich unter der rauhen Baumrinde einen geschützten Ort, wo sie sich vervielfacht. Auch das Abfallen der Blätter und Zweigen wird durch ähnliche Obstschädlinge bewirkt. Leider kümmert man sich um das abgefallene Obst nicht weiter, sondern läßt es ruhig unter den Bäumen liegen und verfaulen. Dies ist aber eine große Nachlässigkeit, die sich später manchmal bitter rächt. Auf diese Weise begünstigt man die Vermehrung und Ausbreitung der Obstschädlinge, und der Schaden, den sie anrichten, wird daher von Jahr zu Jahr größer. Um die Schädlinge auszurotten, muß der Obstzüchter das abgefallene Obst alle Morgen sorgfältig auflesen und vernichten. Das abgefallene Obst eignet sich nicht nur zu Schweinefutter, sondern es lassen sich auch brauchbare Obstprodukte, wie Gelee, Apfelsaft, Obstessig aus ihm herstellen. Somit gewährt das Auflesen des Fallobsts einen doppelten Nutzen, weil dadurch erstens unsere gefährlichsten Obstschädlinge vernichtet und zweitens brauchbare Obstprodukte erhalten werden. Darum seien alle Obstzüchter nochmals gemahnt, auf das Fallobst ihr Augenmerk zu richten und das sorgfältige Aufsammeln nicht zu vergessen.

Rat und Voreitung.

Das männliche Zuchtkaninchen soll kräftig und muskulös sein, eine kräftige, gut entwickelte, volle und breite Brust besitzen, überhaupt in seinem ganzen Körperbau Kraft und Stärke verraten.

Gegen Moos im Rasen hält man mit scharfem Rechen und streut dann Ammoniumphosphat und Kalisalz, je 100 Gramm auf den Quadratmeter.